



NANCY HOLDER
DEBBIE VIGUIÉ

WITCH
HEXENTOCHTER

be BEYOND

sie herum.

Und jetzt konnte sie sein Gesicht ganz deutlich erkennen, oder vielmehr das, was davon übrig war.

»Jer!«, keuchte sie.

»Da bin ich mir nicht mehr so sicher«, entgegnete er grimmig. Er richtete den Blick dorthin, wo er sie gehört hatte, und starrte unheimlicher Weise ihr linkes Ohrläppchen an.

Er hob die linke Hand, und im flackernden Feuerschein konnte Holly sehen, dass sie entsetzlich vernarbt war.

»Ein Souvenir. Eine Erinnerung daran, wie nah ich dem Tode war und wie viel ich verloren habe, indem ich überlebte.«

Sie verstand seine Worte nicht, prägte sie sich aber trotzdem ein. Später würde sie Zeit haben, ihre Bedeutung zu enträtseln.

»Wo sind wir?«, fragte sie.

Er zuckte mit den Schultern. »Auf der Insel Avalon.«

Sie schnappte nach Luft. »Dann muss das hier ...«

»Ja. In diesen Mauern liegt starke Magie. Dieses Land gehört dem Obersten Zirkel, schon seit dem Tod des schwarzen Hexers Merlin. Er hat seine Zauber innerhalb dieser Mauern gewirkt.«

»Merlin? Oberster Zirkel? Aber wo liegt es? Wo ist Avalon?«, fragte sie in wachsender Verzweiflung. Etwas zog an ihr, sie entglitt diesem Ort.

Er streckte beide Hände nach ihr aus, mit gespannter Haut und zitternd vor Anstrengung, weil sie so schwer und voller Magie waren.

»Holly«, sagte er heiser, »komm nicht hierher. Ich konnte nicht anders, ich konnte mich nicht davon abhalten, meine Seele nach dir auszusenden. Du bist meine andere Hälfte, und ich die deine. Aber komm nicht hierher. Lebe ohne mich weiter, für immer, wenn es sein muss. Obwohl du nie vollständig sein wirst.«

Er sah sie voller Sehnsucht an, voller Liebe und Verzweiflung. »Such nicht nach mir«, sagte er.

»Ich ...« Ehe sie ihm widersprechen konnte – *Nein, das kann ich dir nicht versprechen! Ich werde dich finden!*, wurde sie davongerissen. Sie segelte rücklings durch all die Mauern, immer schneller. Ein Sog zerrte an ihr, der Schmerz nahm zu, ihre Lunge tat entsetzlich weh, und ihr Herz noch mehr.

Sie krachte gegen die letzte Mauer, die einen Moment lang unter ihrem Gewicht stöhnte, ehe auch sie nachgab.

Schmerz durchzuckte ihren rechten Knöchel.

Dann war sie wieder am Strand und rannte im Stockdunkeln so schnell sie konnte auf das Wasser zu. Unsichtbare Hände drängten sie zur Eile, und als sie das Meer erreichte, stießen sie Holly hinein.

Der Sog der Wellen erfasste sie und zog sie so weit aufs Meer hinaus, dass sie den Strand nicht mehr sehen konnte.

Oh Gott, nein. Ich war schon in Sicherheit. Tut mir das nicht an. Zieht mich nicht dort hinaus. Ich hatte es doch schon geschafft!

Zornig und verängstigt wehrte sie sich gegen die Wellen und bemühte sich, das unsichtbare Land wieder zu erreichen.

Eine Welle schwappte über ihren Kopf hinweg, und sie schloss fest die Augen. Als sie sie wieder öffnete, blinzelte sie ins Tageslicht. Die Sonne war gelb, müde und schwächlich, doch sie schien.

Dort, keine fünfzehn Meter vor ihr, lag der Strand von Seattle, an dem sie gestanden hatte, ehe sie ins Wasser gezogen worden war.

Holly schnappte nach Luft und verschluckte Meerwasser. Sie begann verzweifelt zu husten. Sie musste all das noch einmal durchmachen, genau wie ein paar Augenblicke – *Minuten? Stunden?* – zuvor. Die riesige Welle fiel ihr wieder ein, und sie drehte sich um und hielt Ausschau danach. Da kam sie! Holly holte tief Luft, sprach die gleichen Worte und spürte die Kraft, mit der die Welle sie hochhob und an den Strand trug.

Sie brauchte genauso lange, um sich den Sand aus den Augen zu weinen, doch als sie diesmal aufblickte, starrte Amanda auf sie herab.

Nicole: Spanien, im Oktober

Nach dem Erlebnis in Köln war Nicole aus Deutschland geflohen.

Jetzt bewegte sie sich wie ein gejagtes Geschöpf durch Spanien. Die Schaufenster waren für Halloween dekoriert, das hier als amerikanisches Fest galt. Es war schon spät, die Läden hatten geschlossen, und niemand spazierte mehr durch die gepflasterten Straßen. Schweigen hing wie eine dicke Decke über dieser Stadt, deren Aussehen, Atmosphäre, ja selbst Geruch ihr sehr fremd vorkam. Nicole rümpfte die Nase. Sie hatte es für eine gute Idee gehalten, nach Madrid zu kommen, weil es hier Hunderte von Kapellen, eine große Kathedrale und Dutzende Kirchen gab.

Doch auf einmal war sie nicht mehr sicher, ob sie sich hier aufhalten sollte.

Es fühlt sich ganz falsch an.

Ein Geräusch hinter ihr ließ sie herumfahren. Sie zwang sich, sich ein wenig zu entspannen, als ein schwankender Betrunkener ihr zuwinkte, ehe er abbog, vermutlich auf dem Heimweg zu einer Gardinenpredigt von seiner gereizten Frau.

Sie verschränkte die Arme vor der Brust und ging weiter. Die Jugendherberge, in der sie abgestiegen war, lag nicht weit weg, und im Moment wollte sie sich nur noch in ihr kleines Bett verkriechen, sich sicher fühlen und einschlafen.

Ich wünschte, ich wäre zu Hause in Seattle. Wie schon hundert Mal zuvor schoss ihr dieser Gedanke ungebeten durch den Kopf, und sie wedelte mit der Hand durch die Luft, als könnte sie dadurch die Gedanken und Gefühle verscheuchen, die auf sie einstürmten: Trauer, Erleichterung, Angst, Heimweh.

Sie und ihre Mom hatten mit dem Zaubern angefangen, weil Nicole ein paar magische Tricks von Eli gelernt hatte. Das war lustig gewesen, ein geheimes Spiel, das sie beide zusammen geübt hatten. Strohpüppchen und sympathetische Magie.

Der Einsatz ist beträchtlich höher geworden, dachte sie bitter.

Nicole zitterte. Sie hatte im vergangenen Jahr einfach zu viel gesehen. Zu viel Tod, zu viel Grauen. *Zu viel Magie.* Die Macht, die sie bei jeder Verbindung mit Holly und Amanda gespürt hatte, war erschreckend gewesen. Sie wurde damit nicht fertig. *Also laufe ich hier mitten durch Spanien und versuche zu vergessen, wer und was ich bin.*

Ein weiteres Geräusch, ein leiser Schritt vielleicht, drang an ihre Ohren. Diesmal sträubten sich ihr die Härchen im Nacken. Da war jemand hinter ihr, sie konnte es spüren. Sie ging schneller und kämpfte gegen den Drang an, sich umzublicken und nachzusehen, wer oder was da war.

Lass es keinen Vogel sein. Bitte, lass es keinen Vogel sein, und vor allem keinen Bussard.

Plötzlich hörte sie ein Knistern, wie von einem Stromschlag. Sie warf sich zur Seite, und im selben Moment schoss ein Blitz genau durch die Stelle, an der sie eben noch gestanden hatte. Sie kam hart auf der Seite auf und drehte sich rasch um, um nachzusehen, woher der Angriff gekommen war. Schmerz durchzuckte sie. Eine Gestalt in einem Umhang stand gut drei Meter von ihr entfernt und stieß ein irres Lachen aus.

»Das ist meine Heimat, Hexe. Du hast hier nichts zu suchen«, fauchte eine Frauenstimme sie an.

»Ich bin keine ... keine Hexe«, stammelte Nicole.

»Du lügst. Ich kann das fühlen. Und für dein Eindringen werde ich dich bestrafen.«

Die Gestalt hob die Arme und begann mit einem Singsang in einer fremden Sprache.

Nicole rappelte sich hoch, und jeder Schutzzauber, den sie je gekannt hatte, war schlagartig vergessen. Sie war hilflos. Sie wirbelte herum und wollte fliehen, öffnete den Mund, um zu schreien, und prallte taumelnd gegen eine weitere verhüllte Gestalt.

Sie schrie, als sie zu der Stelle aufblickte, wo das Gesicht hätte sein sollen. Sie sah nur Dunkelheit. Aus dieser Dunkelheit begann eine Stimme in leisem, gebieterischem Tonfall zu sprechen. Nicole wich zurück und trat einen halben Schritt in Richtung der Hexe. Was sie dann sah, ließ sie erstarren.

Vier weitere in Umhänge gehüllte Gestalten waren wie aus dem Nichts erschienen. Eine von ihnen streckte den Arm aus, und die Hexe brach zusammen und griff sich an die Kehle.

»Philippe, was hast du getan?«, rief die Gestalt dahinter auf Englisch.

»Ich habe ihr nur die Stimme geraubt. Sie bekommt sie wieder, sobald sie in der Lage ist, höflich mit einer Fremden zu sprechen.« Diese Stimme klang sehr französisch.

Nicole wirbelte zu der Gestalt herum, mit der sie zusammengestoßen war. Langsam hoben sich lange, blasse Hände, um die Kapuze vom Kopf zu ziehen. Ein Schopf dunkler schwarzer Locken umrahmte ein angenehmes Gesicht mit durchdringenden Augen. Ein schiefes Lächeln verzog die Lippen des Fremden, als er auf Nicole herabblickte.

»Willkommen in Madrid, kleine *bruja*. Ich bin José Luís, Hexer und Diener der Weißen Magie. Und dies«, fügte er hinzu und wies auf die anderen, die ebenfalls ihre Kapuzen abnahmen, »sind meine Freunde.«

Holly lag im Sand und starrte zu Amanda hoch.

»Was ist passiert?«, fragte sie schwerfällig.

»Das wollte ich dich gerade fragen«, erwiderte Amanda. »Du meine Güte, Holly, bist du ins Wasser gefallen?«

»Ich ... ich weiß es nicht.« Sie verzog das Gesicht, als sie ihre durchweichte Kleidung bemerkte. »Ich ... ich glaube, ich habe geträumt oder so.« Sie blickte wieder zu ihrer Cousine auf. »Wie hast du mich gefunden?«

»Ich habe überall nach dir gesucht«, antwortete Amanda.

»Was ist los?«, fragte Holly.

Amanda schüttelte grimmig den Kopf. »Das erkläre ich dir im Auto. Gehen wir.«

Sie streckte den Arm aus, ergriff Hollys Hand und half ihr auf. Holly stützte sich dankbar auf ihre Cousine, während sie zum Auto eilten.

»Ich bin klatschnass«, protestierte Holly, als Amanda die Beifahrertür von Onkel Richards Wagen öffnete.

Amanda versetzte ihr einen sanften Schubs. »Steig schon ein. Wir haben größere Sorgen als nasse Polster.«

Holly gehorchte, setzte sich und verzog das Gesicht über das schmatzende Geräusch, das ihre nassen Sachen auf dem Sitz verursachten. Sie hatte nicht einmal Zeit, sich anzuschallen, da hatte Amanda schon den Motor angelassen, den Gang eingelegt und das Gaspedal durchgedrückt.

Holly legte hastig den Gurt an. Als sie um eine Ecke schossen, knallte sie mit dem Kopf schmerzhaft gegen die Scheibe. Sie spürte, wie ihr Meerwasser aus dem Ohr rann, als ihr Kopf zur Seite geschleudert wurde.

»Autsch! Nicht so schnell, Amanda!«

»Keine Zeit«, brummte Amanda mit zusammengebissenen Zähnen.

Amanda warf ihr nur einen kurzen Blick zu, ehe sie schlitternd um die nächste Kurve raste, so dass die Reifen protestierend quietschten.

Bei der nächsten solchen Kurve drehte es Holly den Magen um. Sobald sie wieder geradeaus fuhren, musterte sie Amanda. Ihr Kiefer war verkrampft und ihr Gesicht ganz blass – zu blass. Ein dünnes Rinnsal Blut lief ihr seitlich über die Stirn und erreichte schon die Wange.

Erschrocken bemerkte Holly eine Beule an Amandas Kopf und die blutverklumpten Haare darum herum.

»Michael hat ein bisschen aufgedreht«, erklärte Amanda. »Irgendeine unsichtbare Macht hat mich im Haus angegriffen. Also habe ich bei Kari angerufen, aber sie ging nicht dran. Dann habe ich es bei Silvana und Tante Cecile versucht. Nichts. Auch Tommy geht nicht ans Telefon. Ich habe die ganze Liste abtelefoniert, und niemand hat abgenommen. Also dachte mir: ab ins Hauptquartier. Was im Moment Karis Wohnung ist. Aber ich wollte nicht ohne dich dorthin.«

Die nächste Ecke zwang Holly, ihre Aufmerksamkeit wieder auf die Straße zu richten. Wenn sie nur einen Zauber hätte, der sie daran hindern könnte, sich zu übergeben.

Mit schwacher Stimme sagte sie: »Das klingt übel. Gib Gas.«

Sie erreichten Karis Apartmenthaus etwa eine Minute zu spät, was Hollys Magen anging. Sie taumelte aus dem Auto, fiel auf die Knie und glaubte, sich übergeben zu müssen – noch einmal. Amanda sprang vom Fahrersitz und rannte schnurstracks zu Karis Tür.

Amanda rief von drinnen nach ihr, und Holly stemmte sich hoch und lief schwankend ins Haus. Dort stank es so überwältigend nach Gas, dass sie gleich wieder auf die Knie fiel und zu würgen begann.

In der Ecke zerrte Amanda verzweifelt an vier reglosen Gestalten. Sie blickte auf und rief: »Holly, stell das Gas ab!«

Da Holly nicht aufstehen konnte, kroch sie in die Küche, wobei sie ununterbrochen hustete und würgte. Sie schaffte es zum Herd und sah ihn sich an. Alles war ausgeschaltet.

»Da muss eine Leitung geplatzt sein!«, rief sie mühsam.

»Dann komm her und hilf mir!«, schrie Amanda.

Holly schleppte sich aus der Küche und zu Amanda hinüber. Ihr wurde schwindlig, und alles verschwamm ihr vor den Augen. Plötzlich packte Amanda ihre Hand, und Holly spürte die inzwischen vertraute Kraft aufwallen, als sich ihre Handflächen berührten. Sie